

Henrik Dindas

**Gelingen und Scheitern
zwischenmenschlicher
Kommunikation**

Semiotische Analyse von Kommunikationsmodellen
am Beispiel des Werks von Samuel Beckett

HERBERT VON HALEM VERLAG

Dissertation zum Erwerb des Doktorgrades (Dr. phil.) an der Fakultät für Geisteswissenschaften (Kommunikationswissenschaft) der Universität Duisburg-Essen vorgelegt von Henrik Dindas (geb. in Neuss)
Gutachter: Prof. (em.) Dr. Achim Eschbach, Prof. Dr. Raymond Hickey
Datum der Disputation: 14.09.2016

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Henrik Dindas
Gelingen und Scheitern zwischenmenschlicher Kommunikation
Semiotische Analyse von Kommunikationsmodellen
am Beispiel des Werks von Samuel Beckett
Köln: Halem, 2017

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme (inkl. Online-Netzwerken) gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© 2017 Herbert von Halem Verlag, Köln

Zuerst erschienen im UVK Verlag, Konstanz, 2017 (978-3-86764-767-0)

ISBN 978-3-7445-1194-0 (Print)
ISBN 978-3-7445-1196-4 (ePDF)

Herbert von Halem Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG
Schanzenstr. 22, 51063 Köln
Tel.: +49(0)221-92 58 29 0
E-Mail: info@halem-verlag.de
URL: <http://www.halem-verlag.de>

Inhalt

Dank	7
1 Einführung	9
1.1 Warum Beckett?	22
1.2 Die Methode	26
1.3 Formalia	30
1.4 Ziele der Arbeit	32
1.5 Kriterien der Textauswahl	36
2 Modelle von Information, Kommunikation und Zeichen	39
3 Die Würzburger Schule der Denkpsychologie	55
3.1 Aristoteles	56
3.2 Franz Brentano	58
3.3 Carl Stumpf	62
3.4 Oswald Külpe	64
3.5 Karl Marbe	68
3.6 Henry Jackson Watt	69
3.7 Narziß Kaspar Ach	71
3.8 August Messer	72
4 Karl Bühler	75
4.1 Bühlers <i>Sprachtheorie</i> und die Entwicklung der heutigen Sprachwissenschaft	77
4.2 Bühlers <i>Axiomatik der Sprachwissenschaften</i>	84
4.3 Bühlers Organonmodell	92
5 Bühlers Wirken an der Würzburger Schule	97
5.1 Bühlers erste Versuchsreihen	99
5.2 Die Auswertung der Selbstbeobachtungsprotokolle	101
5.3 Bühlers Untersuchungen zu den Gedankenverbindungen	103

5.4	Bühlers Erinnerungsversuche	103
5.5	Die fünf parallelen methodischen Schritte der Würzburger Schule	106
6	Die Semiotik von Charles Sanders Peirce	113
6.1	Peirce und Kant	117
6.2	Der Zeichenbegriff bei Peirce	119
6.3	Peirce und Bühler	123
6.4	Wahrnehmung und Wahrnehmungsurteile	127
6.5	Peirce und Beckett	132
7	Samuel Beckett	151
7.1	Becketts Theaterverständnis	153
7.2	Beckett und die Psychologie	156
7.3	<i>Murphy</i>	160
7.4	<i>Murphy</i> , Beckett und die Würzburger Schule	164
8	Eine (Beckett'sche) Theorie über das Gelingen und Scheitern von Kommunikation	171
8.1	Das Vico-Axiom	178
8.2	Becketts theoretische Schriften	182
8.3	Becketts Dekonstruktion von Kommunikation	191
8.4	Der Zusammenbruch von Kommunikation	197
8.5	Die Entwicklung zur Nicht-Kommunikation	198
8.6	Der innere und äußere Kreis der Kommunikation	201
8.7	Scheiternsbedingungen von Kommunikation	204
9	Samuel Becketts Semiotik-Verständnis	211
10	Fazit	229
	Literatur	245

1 Einführung

Kommunikation findet permanent und uns allumgebend in den unterschiedlichsten Formen und Arten statt. Da eine Verständigung ohne Kommunikation ebenso wenig möglich ist wie das gesellschaftliche Miteinander, ist die zwischenmenschliche Kommunikation, sei sie verbal oder auch nonverbal, ein ebenso allgegenwärtiges Thema wissenschaftlicher und nicht-wissenschaftlicher Überlegungen.

Bereits 1753 merkte der französische Schriftsteller und Philosoph Denis Diderot in seiner *Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers* zu dem Stichwort „Kommunikation“ an, es handle sich um einen „Ausdruck mit einer großen Anzahl von Bedeutungen“ (vgl. Diderot in Nothdurft, 2007: 34). Diese Definition wurde im Laufe der Jahre immer wieder aufs Neue verworfen, modifiziert und doch immer wieder verifiziert. Auch Thomas Luckmann bestätigte in den 1980er Jahren diese Hypothese, indem er hervorhob, „Kommunikation kann heute alles heißen“ (Luckmann, 1980: 28). Aus dieser Feststellung resultiert unweigerlich die Frage, ob der Begriff Kommunikation überhaupt noch etwas heißt, da er sich „in den Humanwissenschaften und vor allem den Sozialwissenschaften, aber auch in den verschiedenen Welt- und Selbstdarstellungen moderner Intellektueller im Kulturbetrieb“ (Luckmann, 1980: 28) als Generalmetapher verbreitet hat und darüber hinaus in etlichen außerwissenschaftlichen und anwendungsorientierten Bereichen – wie beispielsweise der Personalführung oder des Human Resources Development – eine kontinuierliche Verwendung findet.

„Kommunikation ist das Zauberwort der Postmoderne geworden, das in vielerlei modischen Schattierungen den Blick für die Komplexität des Objektes offensichtlich flächendeckend verstellt hat“ (Merten, 1993: 188). Auch wenn der Begriff „Kommunikationswissenschaft“ im normalen kommunikativen Miteinander nur selten verwendet wird, begegnet die „Kommunikation“ uns heute in der Sprache der Medien, Wirtschaft, Pädagogik, Wissenschaft, Rechtsprechung und in der Politik (vgl. Maletzke, 1998: 37). Dabei ist allein schon der Begriff so vieldeutig, – in einer begriffskritischen Studie erhob Klaus Merten 160 Definitionen und definatorische Ansätze, die er einer systematischen Begriffs- und Prozessanalyse unterzog – dass eine eindeutige Definition zu finden ein fast unmögliches Unterfangen darstellt und folglich, so Jo Reichertz, ein allgemein akzeptierter Kommunikationsbegriff (noch) nicht generiert werden konnte (vgl. Reichertz, 2009: 82). Klaus Merten, Kommunikationswissenschaftler und Luhmann-Schüler, extrahierte in seiner Studie neun unterschiedliche Typen – Kom-

munikation als Transmission, Reiz-Reaktions-Handlung, Interpretation, Verständigung, Austausch, Teilhabe, Beziehung, Verhalten oder Interaktion (vgl. Merten, 1977: 38) – und betont in diesem Zusammenhang das bedeutungstragende Synonym der „Interaktion“ (Merten, 1977: 88) als die von ihm besonders konsensfähig eingeschätzte Definition (vgl. Rau, 2013: 30), die auch in der vorliegenden Arbeit eine große Rolle spielen wird.

Allein die Vielseitigkeit des Begriffs und dessen Interpretationsvarianz reichen aus um zu verdeutlichen, dass wenn der Gegenstand „Kommunikation“ zum Objekt wissenschaftlicher Untersuchungen avanciert, eine klare Aussage über dessen Gebrauch und Kontext vollzogen werden muss. Zwar konstatieren Helmut Richter und H. Walter Schmitz in dem Dokumentationsband der Ergebnisse ihrer kommunikationswissenschaftlichen Konferenz vom 11.-13. Mai 2000 an der Universität Essen unter dem Titel *Kommunikation – ein Schlüsselbegriff der Humanwissenschaften?*, dass sich heute bezüglich des Begriffskonflikts gegenüber den späten sechziger und frühen siebziger Jahren „wesentliches geändert“ (Richter/Schmitz, 2003: 12) habe, diese Feststellung soll in der vorliegenden Arbeit jedoch erneut in Frage gestellt werden, da sich die dort konstatierte Wende erneut umgekehrt hat und entgegen der Darstellung in Richters und Schmitz Ausführungen eine inflationäre Verwendung des Kommunikationsbegriffs erneuten Einzug in etliche wissenschaftliche, pseudowissenschaftliche und populärwissenschaftliche Abhandlungen gefunden hat.

Der Begriff „Kommunikation“ und seine strategische An- und Verwendung und damit die Erforschung und Begehung dieses Gegenstandes haben zudem im wirtschaftlichen Sektor eine immer größere Bedeutung erhalten.¹ Im Rahmen dieses, durch die Stiftung Warentest deklarierten, wirtschaftlichen Coaching-Trends veröffentlichte auch Friedemann Schulz von Thun, zusammen mit Bernhard Pörksen, ein Buch mit dem Titel *Kommunikation als Lebenskunst* (2014), in welchem die beiden Autoren konkrete berufliche Anwendungen zur Kommunikation für Führungskräfte darzulegen versuchen. Das (wiederentdeckte) Interesse an der Kommunikationswissenschaft unterstreicht in gleichem Maße der Artikel *Gut kommunizieren macht glücklich*,² veröffentlicht in der Zeit Online, in dem betont wird, dass der Druck auf Manager in den vergangenen Jahren stetig gewachsen sei, da sie ständig ansprechbar sein müssen, Mitarbeitern empathisches Feedback geben und zeitgleich sekundenschnelle Entscheidungen treffen sollen:

¹ Stiftung Warentest: *Coaching-Lehrgänge: Coachen will gelernt sein* vom 26. September 2013: „Coaching ist aus der Arbeitswelt nicht mehr wegzudenken. Immer mehr Unternehmen setzen auf die zeitlich befristete Begleitung ihrer Mitarbeiter [...]“.

² Groll (2014): *Zeit Online* vom 12. September 2014.

„Kein Wunder, dass der Beratungs- und Coachingbedarf unter Führungskräften so enorm hoch ist“ (Groll, 2014) und eine den Buchmarkt beherrschende Konzentration auf entsprechende kommunikationstheoretische Aspekte nur erwartungskonforme Konsequenz dieser Trendwende ist.

Der stetige Bedarf an kommunikationstheoretischen Auseinandersetzungen ist daher ein entscheidender Grund, weshalb die Kommunikationswissenschaft, wie aber auch jede andere empirische Wissenschaft, für ihren systematischen Aufbau einer Klärung der Frage bedarf, welche raum-zeitlich abgrenzbaren, der direkten oder indirekten Beobachtung zugänglichen Geschehensauschnitte und Aspekte als von ihr zu untersuchende Ereignisse als kommunikative Ereignisse gelten sollen (vgl. Schmitz, 2003: 197). Hierbei sollen mehrere Faktoren eine wichtige Rolle spielen, die für den Gegenstand notwendigerweise und richtungsweisend darzulegen vermögen, wie innerhalb eines Forschungsansatzes im Einzelnen bestimmt wird, was überhaupt als kommunikatives Ereignis bezeichnet werden kann und was nicht. Folglich ist diese Bestimmung abhängig von dem in der zu behandelnden Wissenschaft entsprechend vertretendem Kommunikationsbegriff und von den darin zwingend notwendig enthaltenen „Vor-Urteilen“ (Schmitz, 2003: 197), die einem Theorieaufbau unabdingbar vorgelagert sind. Sie entscheiden nämlich einerseits darüber, was als empirische Basis einer Theorie zugelassen sein soll und was andererseits aufgrund defizitärer Grundlagen und Vorgehensweisen in dieser auszuführenden Theorie keinen Platz findet. Diese umfassende Bestimmung und Entfaltung eines allgemeinen Kommunikationsbegriffs kann allerdings nicht schon Ausgangspunkt oder Vorbedingung kommunikationswissenschaftlicher Forschung, sondern gemeinsam mit einer allgemeinen Kommunikationstheorie erst deren Ergebnis sein. Dies ist mitunter ein Grund, weshalb sich im Zuge der Forschung Empirie, Begriff und Theorie der Kommunikation in vertrauter Abhängigkeit voneinander verändern (vgl. Schmitz, 2003: 197).

Nicht nur in geisteswissenschaftlichen Auseinandersetzungen, sondern auch in den Naturwissenschaften kommt dem Kommunikationsbegriff eine besondere Schlüsselrolle zu, der auch in diesem Gebiet einem ständigen Wandel unterliegt. Während der Begriff „Kommunikation“ noch vor einigen Jahren für bestimmte Wechselwirkungen zwischen verschiedenen Individuen oder Gruppen vorge-merkt war, wird er heute zunehmend häufiger auch auf physisch wahrnehmbare und messbare Prozesse angewendet, die innerhalb eines Individuums stattfinden und zwischen bestimmten Zellverbänden ablaufen, wie beispielsweise den Nervensystemen (vgl. Carmignoto in Todt/Kipper, 2003: 29). Die dabei ausmachbaren Wechselwirkungen werden größtenteils als „intra-organismische Kommunikationsformen“ (Todt/Kipper, 2003: 29) zusammengefasst und dabei den „inter-organischen Kommunikationsformen“ gegenübergestellt. Beginge man den Gegenstand „Kommunikation“ also in einer naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise, würde eine Beschreibung des Kommunikations-Vorgangs nach Neuro-wissenschaftler Zack Lynch folgendermaßen funktionieren:

„Der erste Schritt der Kettenreaktion ist die Antwort des Neurons auf ein Eingangssignal: Es feuert. Meist rührt das stimulierende Signal von der Neurotransmitterausschüttung eines anderen Neurons her. Die Neuronen der Sinnesorgane, auch sensorische Neuronen genannt, empfangen dagegen direkt von ihrer Umgebung Signale. Die Nervenzellen der Haut reagieren auf Druck, die der Netzhaut auf Licht. Ganz gleich, woher das Signal kommt, das Neuron feuert und ein elektrischer Impuls läuft das Axon entlang bis zu seinem Ende – einer Sackgasse, die man das Endknöpfchen nennt –, wo die Vesikel, kleine, mit Neurotransmitter gefüllte Bläschen, zum Platzen gebracht werden. Die freigesetzte Neurotransmittersubstanz wird in die Synapse ausgeschüttet und verbindet sich mit den Rezeptoren des Dendriten auf der anderen Seite des Spalts. Durch diese Verbindung wird das empfangende Neuron stimuliert. Dabei öffnen sich in seiner Membran Kanäle, durch die positiv geladene Natrium- oder Calciumionen in die Zelle gelangen können.“ (Lynch in Johnson, 1991: 75)

Ein Ion ist dabei nichts anderes als ein in Lösung befindliches Atom oder Molekül, welches eine elektrische Ladung beinhaltet und damit im selben Augenblick auch Ladungsträger ist. Gleichzeitig mit diesem Prozess übermitteln noch andere Neuronen über andere Synapsen Signale an diesen Dendriten. Hierdurch öffnen sich noch mehr Ionenkanäle:

„Stück für Stück baut sich durch den Zufluß einer ständig wachsenden Zahl von Ionen eine positive Ladung im Dendriten auf. Wenn der Ladungsüberschuß groß genug ist, feuert das Neuron und sendet seinen eigenen Impuls zur nächsten Ansammlung von synaptischen Vesikeln. Diese Summierung von Signalen ist abhängig von den Faktoren Ort und Zeit. Treffen gleichzeitig genug Signale von anderen Neuronen ein, kann das die Zelle zum Feuern bringen; das gilt aber auch, wenn viele Signale von einem einzigen Neuron rasch hintereinander eintreffen, so daß der Ladungsüberschuß das Aktionspotential auflösen kann.“ (Lynch in Johnson, 1991: 75)

Wichtige Kernelemente bei der Erörterung des Gegenstandes Kommunikation in der zuvor dargestellten naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise sind demnach die Merkmale der 1) Kettenreaktion auf ein 2) Eingangssignal. Dabei muss ein Vorgang des 3) Empfangens gewährleistet sein, welches einen reaktiven 4) Impuls auslöst. Infolgedessen 5) verbinden sich diese freigesetzten Signale und 6) stimulieren einen weiteren Vorgang, welcher bis zu einem 7) Überschuss dieser Reize ein weiteres 8) Signal sendet.

Somit ist Kommunikation – aus zuvor beschriebener naturwissenschaftlicher Perspektive von Zack Lynch – eine „interaktive Verhaltensleistung, die ein gegebenes Problem durch den Einsatz von Signalen löst oder lösen soll“ (Todt/Kipper, 2003: 30). Dabei findet im typischen Fall zwischen zwei dynami-

schen Systemen ein Austausch von Informationen statt, bei dem die beiden kommunizierenden Systeme oder Individuen verschiedene Einzelleistungen erbringen. Zack Lynchs kommunikationstheoretischer Fokus liegt also darauf, wie das Agieren und Reagieren der Systeme in uns in Verbindung mit einer Gehirnleistung gelingt. Folglich liegt das kommunikationswissenschaftliche Interesse auf den Prozessen, die sich innerhalb des menschlichen Körpers abspielen. Diesem, auf das Innere fokussierte Vorgehen, stellen Dietmar Todt und Silke Kipper einen exemplarischen Ablaufplan einer (naturwissenschaftlichen) Kommunikationshandlung gegenüber, die außerhalb des Individuums – hier konkret auf tierische Handlungen bezogen – vollzogen wird:

Die erste Schrittfolge in ihrem kommunikativen Ablaufplan beginnt zunächst damit, dass eines der Systeme, in diesem Fall personifiziert durch ein Tier A, eine Nachricht entwickelt (1), welche einem anderen System vermittelt werden soll. Dafür muss A diese Nachricht (2) verschlüsseln und damit ein Signalmuster aufprägen. Anschließend muss dieses produzierte Muster (3) möglichst so versendet werden, dass es (4) unverzerrt ein Überträgermedium passieren und zu dem adressierten System, Tier B, gelangen kann. Sollte Tier B dieses Signal (5) wahrnehmen, ist dies nur der erste Teil einer vollzogenen Kommunikationshandlung, da es hierbei zwingend erforderlich ist, dass Tier B das Signal nicht nur erkennen, sondern auch schließlich entschlüsseln (6) muss. Zudem muss dieses Entschlüsselungsergebnis darauf folgend bewertet (7) werden. Auf dessen Basis muss Tier B sich entscheiden (8), ob und wie auf dieses Signal reagiert werden soll (vgl. Todt/Kipper, 2003: 30). Kommt es zu keiner Re-Aktion, bleibt der aktive Part dieser Kommunikationshandlung unidirektional bzw. monodirektional, da hiermit die gesamte Handlung als abgeschlossen gilt. Fällt die Entscheidung des anderen Systems darauf, ob und wie auf das Signal reagiert (8) werden soll, so übernimmt Tier B (9) mit der Entwicklung eines Antwort-Signals eine ähnliche proaktive Rolle, die zu Beginn der skizzierten Abfolge von Tier A eingenommen wurde. Kommunikation vollzieht sich folglich bidirektional bzw. multidirektional und ein längerer kommunikativer Prozess kann eingeleitet werden, bei dem die beiden Systeme wechselseitig mitwirken. Einigkeit besteht in diesen Vorstellungen folglich darüber, dass es sich bei Kommunikation um einen Prozess handele (vgl. Alder/Rodman, 2009; Burkart, 2002; Schulz, 2009) und damit nicht nur ein singuläres Ereignis beschrieben wird.

Kommunizieren kann im Sinne des hier dargestellten Sprachgebrauchs der Naturwissenschaften folglich all das, „was allgemein in eine naturwissenschaftlich beschriebene Wechselwirkung treten kann“, darunter Elementarteilchen, Atome, Moleküle, Zellen, Organe, Tiere und Menschen (vgl. Janich, 2003: 65). Solch eine Funktionsweise von Kommunikation dürfte folglich auch bei nicht-lebendigen Einheiten vorliegen, die einem jeden Leser direkt durch das folgende Beispiel aus dem Physikunterricht in der Schule bekannt sind: In benanntem Unterricht wurde anhand des hydrostatischen Paradoxons an „kommunizierenden“ Röhren erläutert, dass sich in allen aufrecht stehenden Röhren durch eine

Querverbindung an ihrem Fuß eine gleiche Flüssigkeitshöhe einstellt, unabhängig von Durchmesser und räumlicher Form (vgl. Janich, 2003: 65). Damit steht Röhre A in einer Wechselwirkung zu Röhre B. Beide Röhren, so die physikalische Erklärung, „kommunizieren“, da sie in eine Wechselbeziehung treten.

Dieser zuvor dargestellte, auf Wechselwirkungen basierende Vorgang von (naturwissenschaftlich betrachteter) Kommunikation, ist den Darstellungsweisen und Erörterungen erstaunlich ähnlich, die in vielen (populärwissenschaftlichen) Ratgebern und Abhandlungen zur zwischenmenschlichen Verständigung dargelegt werden und dabei einen Bezug zwischen eben diesen informationstheoretischen Theorien und der zwischenmenschlichen Kommunikation herstellen, da „[...] alles das, was die Beziehung zwischen zwei Substanzen betrifft, [...] als kommunikationsverdächtig angesehen werden“ (Merten, 1977: 94) kann. Trotz deutlicher Kritik an einer derart breiten Auslegung und Vermischung von informationstheoretischen Überlegungen und kommunikationswissenschaftlichen Betrachtungsweisen (vgl. Beck, 2006; Eschbach, 1980; Krotz, 2008; Loenhoff, 2010; Müller, 1996; Schulz, 2009; Strohner, 2006; Ungeheuer, 1987), ist die Popularität und die Verwendung des informationstheoretischen Sender-Empfänger-Modells noch immer ungebrochen. Sucht man beispielsweise bei dem Internethändler Amazon nach einem Buch mit dem Begriff „Kommunikation“, so erscheinen als erste (meistverkaufte) Vorschläge die Bücher: *Miteinander reden: Störungen und Klärungen* (2010) von Friedemann Schulz von Thun, *Menschliche Kommunikation: Formen, Störungen, Paradoxien* (2011) von Paul Watzlawick und *Warum ich fühle, was du fühlst: Intuitive Kommunikation und das Geheimnis der Spiegelneurone* (2008) von Joachim Bauer. Interessanterweise weisen die in diesen drei Büchern dargelegten Begegnungen mit Kommunikation deutliche Übereinstimmungen mit dem zuvor beschriebenen naturwissenschaftlich erhobenen Informationsbegriff auf.

Trotz des immensen (auch monetären) Erfolges dieser Bücher, soll an dieser Stelle bereits darauf hingewiesen werden, dass sich eine Vielzahl dieser Untersuchungen der Kommunikationsprozesse bei dessen Beschreibung auf die Benutzung eines Interaktionsmodells beschränken, welches die zuvor skizzierten naturwissenschaftlich erörterten Teilleistungen nur bis zum Schritt 7) betrachtet. Die vermittelte Nachricht steht dabei für sich als solche und die Modelle erörtern (lediglich) eine monodirektionale Übermittlung einer Botschaft von Signalen eines Senders A zu einem Empfänger B. Kommt das von A übermittelte Signal bei B an, so gilt in dieser Theorie die Kommunikationshandlung als vollendet und damit geglückt – ist die Kommunikationshandlung und damit kommunikative Praxis schließlich erfolgreich erforscht und vollends erfasst? Die Antwort müsste an dieser Stelle bereits „nein“ heißen, doch woran liegt diese mehrfach verwendete und übereinstimmende Beschreibung zwischenmenschlicher Kommunikation unter Verwendung eines Sender-Empfänger-Modells?

Der Soziologe Richard Münch vermutet diesbezüglich, dass die deutliche Vermehrung von Kommunikationshandlungen, wie beispielsweise die mitunter

alltägliche Verwendung von Facebook, Twitter oder WhatsApp, zu einer ebenso vermehrten Beschäftigung mit Kommunikation an sich und einer daraus resultierenden Erklärungsnotwendigkeit in Form von Ratgebern, Essays und wissenschaftlichen Abhandlungen geführt habe:

„Durch die Steigerung von Kommunikation wird die Gesellschaft in einem Maße bewegt, wie niemals zuvor. Es wird immer mehr Wissen gesammelt und in Umlauf gebracht. Es wird dadurch immer mehr Aufmerksamkeit für das erzeugt, was bisher falsch gemacht wurde und in Zukunft besser gemacht werden sollte. Der permanente Umbau der Gesellschaft ist die Konsequenz dieser gesteigerten Kommunikation. In einer Gesellschaft, in der alles durch Kommunikation bewegt wird, kann sich niemand mehr dem Zwang zur Erzielung von öffentlicher Aufmerksamkeit entziehen. Anderenfalls ist man vergessen und verloren. Wer sich nicht gut darstellen kann, hat in dieser Gesellschaft keine Chance.“ (Münch, 1991: 17)

Interessanterweise basieren die in den vielen Arbeiten vorliegenden monodirektionalen Deutungsweisen mitunter nicht selten auf dem vielfach rezensiert, rezipiert und rezipierten Modell von Claude E. Shannon und Warren Weaver (1949), die ihr Sender-Empfänger-Modell aus informationstheoretischer Sicht und für Anwendungen in der Nachrichtentechnik entwickelt haben (vgl. Todt/Kipper, 2003: 31). Obwohl der Erfolg der Rezeptionsgeschichte nicht zu verbergen ist und das Sender-Empfänger-Modell „seit Jahrzehnten in der gymnasialen Oberstufe gelehrt, in Seminaren auf dem freien Markt unterrichtet und von Beratern und zunehmend auch Psychotherapeuten verwendet“ (Pörksen/Schulz von Thun, 2014: 9) wird, ist es umso verwunderlicher, dass Shannon selbst den nur informationstheoretischen Charakter seines Modells unterstreicht und überdies noch betont, dass eine Anwendbarkeit des Modells auf die menschliche und interpersonale Kommunikation mit äußerster Vorsicht zu vollziehen sei (vgl. Loenhoff, 2010). An dieser Stelle kann mitunter die Frage gestellt werden, warum ein auf den ersten Anschein sehr logisch erscheinendes und leicht verständliches Informationsmodell, auf welches an so vielen Stellen verwiesen wird, nicht auch geeignet ist, den Vorgang der menschlichen Kommunikation abzubilden? Auch Vilém Flusser stellt in diesem Zusammenhang in seinem Werk über die *Kommunikologie* (1998) fest, dass „die menschliche Kommunikation ein künstlicher Vorgang“ (Flusser, 1998: 9) sei, da sie unter anderem auf Kunstgriffen, Erfindungen, Werkzeugen und Instrumenten beruht. Genau wie in der zuvor beschriebenen, dem Körper innerlich stattfindenden Signalübertragung und der durch das Tierreich beschriebenen Übermittlung von Signalen, ist unsere menschliche Verständigung auf den ersten Blick damit nichts anderes als eine Übertragung einer Nachricht, sei es verbal oder nonverbal, zu einer anderen Person.

Wenn das Sender-Empfänger-Modell nur hinreichend den Kommunikationsprozess zu beschreiben vermag, warum haben dann so viele sich mit Kommuni-

kation beschäftigenden erfolgreichen Wissenschaftler, wie beispielsweise Paul Watzlawick oder Friedemann Schulz von Thun, auf dem Informationsmodell basierende Kommunikationstheorien entfaltet und andere vergleichbare moderne Theorien Einzug in Schul- und Universitätsbücher gefunden? Warum sonst wurde Paul Watzlawicks *Menschliche Kommunikation: Formen, Störungen, Paradoxien* bereits in viele Sprachen übersetzt und „gilt als eine Ausnahmereignung auf dem Buchmarkt“ (Schaden, 2003: 1), das bereits in der zwölften Auflage herausgegeben wurde?

Als ersten Erklärungsansatz mag an dieser Stelle vermutet werden, dass sich Watzlawicks Buch mitunter dadurch auszeichnet, dass es kommunikationstheoretische Überlegungen und Modelle als Gegenstand alltagsgegenständlicher und alltäglicher Diskussion vergegenständlicht. Diese „neue“ Art Wissenschaft zu begegnen versucht dabei jenseits alter disziplinärer Grenzen eine Art „Dritte Kultur“ (Brockmann, 1996: 15) zu etablieren, in der sich Geistes-, Sozial- und Naturwissenschaften zu einer neuen Generalwissenschaft vereinigen. Dabei zeichnen sich die Schreiber dieser neuen Wissenschaftskultur vor allem durch ihr Sendungsbewusstsein aus, indem ihre Texte sich gleichermaßen an die Fachwelt wie auch an ein Massenpublikum richten (vgl. Schaden, 2003: 2). Watzlawick, Schulz von Thun und Bauer verzichten in ihren Werken auf ausschweifenden Fachjargon und im Gegensatz zu vielen ihren Fachkollegen schreiben sie in einer anschaulichen und bildhaften Sprache, welche ihre Thesen durch einen mannigfachen Gebrauch lebhafter Beispiele in Alltagssprache illustrieren. Allein dies führt schon dazu, dass viele Leser sich dem Stoff näher fühlen können, als die Rezipienten „alter“ philosophischer Auseinandersetzungen mit Sprache und Kommunikation. Hierbei hat, so Schaden, der in den geisteswissenschaftlichen Abhandlungen verwendete, höchst abstrakte und oft terminologisch überfrachtete Schreibstil, sicherlich seinen Teil dazu beigetragen, den fachlich nicht vorgebildeten Leser davon abzuschrecken oder gar einzuschüchtern, sich mit Kommunikation auf einer abstrakteren Ebene zu beschäftigen (vgl. Schaden, 2003: 2).

Obwohl es den Wissenschaftlern Watzlawick, Schulz von Thun und weiteren, die mit ihren Theorien auf das Sender-Empfänger-Modell verweisen, mehr als deutlich gelungen zu sein scheint, einige zentrale Ideen und Erkenntnisse der Kommunikationswissenschaft einer breiteren Öffentlichkeit nahezubringen, so muss an dieser Stelle betont werden, dass die menschliche Kommunikation nur im Rahmen einer zeichentheoretisch fundierten Betrachtungsweise angegangen werden sollte. Dies lässt sich damit begründen, dass ein zeichentheoretisches Vorgehen seinen Begriff nicht allein in den Naturwissenschaften oder nur in den Geisteswissenschaften versucht zu erschließen – sondern im Sinne eines Ausgangspunktes aller Wissenschaften – die Erschließung der Elemente der facettenreichen Gestalt der Kommunikationswissenschaft fachübergreifend betrachtet (vgl. Eschbach, 2011: 7). Eine rein naturwissenschaftliche Betrachtungsweise ist dahingehend zu kritisieren, dass beim Sprechen keine „natürlichen“ Töne herauskommen und das Schreiben keine „natürliche“ Geste ist. Diese Tatsache ist

dem Menschen nicht immer voll bewusst, da er proaktiv in den durch ihn geschaffenen Codes oder Zeichen lebt und agiert, sie ihm gewissermaßen selbstverständlich begegnen:

„Hat man den Code der Gesten gelernt, denkt man nicht mehr daran, daß Kopfnicken für jene Ja bedeutet, welche sich dieses Codes bedienen. Die Codes und die Symbole, aus denen sie bestehen, werden zu einer Art zweiter Natur, und die kodifizierte Welt, in der wir leben – die Welt der bedeutenden Phänomene wie Kopfnicken, Verkehrszeichen und Möbel – läßt uns die Welt der ersten Natur (die bedeutende Welt) vergessen.“ (Flusser, 1998: 10)

Dabei ist genau dies auch der Zweck der uns umgebenden kodifizierten Welt. Wir wollen geradezu vergessen, dass sie ein verzeichnetes³ Konstrukt ist, das die an und für sich bedeutungslose und unbedeutende Natur dieser Welt mit Bedeutungen füllt. Allerdings hat der Mensch einen nicht unterdrückbaren Drang, seiner Welt und sich unentwegt Bedeutung zuzuschreiben. Woher sonst stammen all die philosophischen Fragen nach dem „Sinn des Lebens“? Er, der Mensch, kann sich nicht einfach damit abfinden, nur Produkt der Natur zu sein, „da er sich zu höherem berufen fühlt“ (Flusser, 1998: 10). Flusser argumentiert in diesem Zusammenhang, dass es daher auch Zweck der menschlichen Kommunikation sei, uns den bedeutungslosen Kontext vergessen zu lassen, in dem der Mensch vollständig einsam und *incommunicado* existiert (vgl. Flusser, 1998: 10). Kommunikation ist folglich ein Kunstgriff des Menschen, der ihn die „brutale Sinnlosigkeit eines zum Tode verurteilten Lebens vergessen lässt, bis er schlussendlich einsam und allein im Tod sein Ende findet“ (Flusser, 1998: 10). Kommunikation hat demnach neben der Vermittlung von Informationen einen weiteren Zweck, der eine Beschäftigung mit ihrem Gegenstand zum Interesse eines jeden Forschers oder auch Künstlers werden lässt.

Kommunikationswissenschaft hat folglich zum Ziel, eine mit Worten, Signalen, Symbolen, Gesten, Mimikry und allen anderen begrifflichen Metaphern ausgestattete Welt zu erfassen, also eine aus geordneten und ungeordneten Zeichen beschaffene Welt, in der sich erworbene Informationen internieren können, zu verzeichnen. Doch was soll in diesem Zusammenhang unter einem „Zeichen“ verstanden werden? Schon bei Leibniz findet sich eine nachdrückliche Erinnerung daran, dass „die Worte nicht nur der Gedanken, sondern auch der Dinge Zeichen seien, und dass wir Zeichen nötig haben, nicht nur unsere Meinung

³ Verzeichnung soll im Sinne Achim Eschbachs (1989) verstanden werden: „*Verzeichnen* ist ein Synonym der geistigen Tätigkeit des Menschen.“ Der Begriff „Verzeichnung“ soll in Kapitel 8.2 anschaulich besprochen werden.

anderen anzudeuten, sondern auch unseren Gedanken selbst zu helfen“ (Leibniz in Hartmann, 2000: 117). Leibniz untermauert dabei die Bedeutung von Zeichen in Bezug zu ihrer Stellung und ihrem Verhältnis zur Sprache. Sprachzeichen sind folglich Teil einer Ansammlung von Symbolen, aus denen sich die kulturelle Welt der Bedeutungen zusammensetzt und gleichsam zusammen gehalten wird. Hierbei können Zeichen und das Bezeichnete stark divergieren, was allein durch die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Sprachen und kultureller und symbolischer Systeme dargelegt werden kann: „Jedes davon besitzt eine eigene Medialität, Kunst etwa vermittelt uns die Welt anders, als es eine wissenschaftliche Formel tut oder der umgangssprachliche Ausdruck“ (Hartmann, 2000: 117).

Durch eine Beschäftigung mit der Setzung konventioneller Zeichen erschließen wir uns allerdings weniger die uns umgebene objektive Realität, sondern vielmehr eine durch uns selbst konstruierte Wirklichkeit. Ein Zeichen ist folglich als ein Glied in der Kette der Kommunikation oder aber als Element eines Regelkreises zu verstehen, im Sinne einer sinnzuschreibenden Vermittlungsinstanz. Dabei befasst sich die Kommunikationstheorie mit jedwedem informationellen Kontakt zwischen Menschen, Tieren oder auch Maschinen. Ein solcher in seiner Globalität bedenklich weite Begriff hat jedoch solange als unbrauchbar zu gelten, wie nicht alle in ihm beinhalteten spezifischen Parameter benannt sind, Kommunikation von Nicht-Kommunikation und Gelingen von Scheitern zu unterscheiden und damit erst eine Differenzierung spezifischer Kommunikationsformen zu ermöglichen (vgl. Eschbach, 1980: 42).

Die Kommunikationstheorie, so wie sie in der vorliegenden Arbeit besprochen und erarbeitet werden soll, befasst sich folglich mit einem nur für Menschen spezifischen Vorgang der zeichenvermittelten Übertragung von Signalen als Zeichen. In diesem Zusammenhang müssen allerdings zwei Gegenstandsbereiche, die einer solchen Betrachtungsweise einhergehen, bewusst ausgeschlossen werden. Zum einen wäre das die Auseinandersetzung mit der Frage, ob und wie weit andere, außermenschliche Spezies über ähnliche Symbole verfügen und zum anderen die Beantwortung der Fragestellung, welche relative Rolle symbolische und nicht-symbolische Übertragungen von Botschaften bei Menschen spielen (vgl. Flusser, 1998: 244).

Da die menschliche Kommunikation ein Gegenstand ist, der alltäglich stattfindet und das menschliche Zusammensein unabwendbar von innen heraus bedingt, ist es umso schwieriger, eine Ebene zu finden, in der man sich diesem Gegenstand nähern könnte, um ihn hinreichend begreifbar zu machen. Viele wissenschaftliche Abhandlungen, Bücherwerke und wissenschaftsjournalistische Essays haben sich bereits mit dem Thema Kommunikation befasst. Sucht man nur beispielsweise den Begriff „Kommunikation“ in einer der zahlreichen Online-Suchmaschinen, so ergeben sich unzählige Definitionen, Betrachtungsweisen und Buchvorschläge, wie sie bereits genannt wurden. In diesen Abhandlungen werden zahlreiche Modelle über den Prozess der Kommunikation abgebildet, die sich mit Hinblick auf ihre wissenschaftliche Tradition,

Komplexität und inhaltlichen Schwerpunkte spürbar und durchgreifend scharf unterscheiden. In den Modellen werden, je nach wissenschaftlicher Ausrichtung, Tradition, aber auch von jeweiligen monetären Interessen geleitet, in ganz unterschiedlichen Denk- und Herangehensweisen und mit daraus resultierenden von Grund auf unterschiedlichen Ergebnissen, zwischen allgemeinen bzw. interdisziplinären und psychologischen, biologischen und philosophischen Kommunikationstheorien unterschieden.

Um dieser Problematik zu begegnen, soll in der vorliegenden Arbeit stets der Grundsatz gelten, dass es eine nicht durch Zeichen vermittelte Kommunikation weder in theoretischer noch in praktischer Hinsicht geben kann (vgl. Eschbach, 2003: 372) und folglich die Kommunikationswissenschaft als zeichentheoretische Wissenschaft angegangen werden soll. Nicht erst seit der Formulierung einer Zeichentheorie im eigentlichen Sinne gibt es Untersuchungen zu der Konstitution und Funktion von Zeichen. Ähnlich wie die Lehre von den Krankheits-symptomen schon einen signifikanten Beitrag in der klassischen griechischen Medizin leistete, basieren die platonischen und aristotelischen sprachphilosophischen Reflexionen an wesentlichen Basis-Elementen auf zeichentheoretischen Argumenten. So kann beispielsweise die stoische Logik bereits zu weiten Teilen als eine Logik der Zeichen begriffen werden (vgl. Eschbach, 1980: 43), auch wenn diese Tatsache mitnichten zur Folge hat, dass jeder Theoretiker, der den Terminus „Zeichen“ in seinen Ausführungen verwendet, rückwirkend als Semiotiker zu bestimmen gilt, zumal eine derartige retrospektive Zuordnung zu dem Ergebnis führen würde, dass „nahezu die gesamte Sprach- und Philosophiegeschichte als Geschichte der Semiotik zu betrachten“ (Eschbach, 1980: 43) wäre. Folglich bildet die Semiotik, als die Wissenschaft von Zeichen, einen ausschlaggebenden und entscheidenden Teil der kommunikationswissenschaftlichen Forschung, da beide Arbeitsbereiche und Gegenstände maßgebliche Berührungspunkte aufweisen.

Semiotik ist dabei aber weder „nur“ Wissenschaft noch Lehre oder Doktrin, sondern vielmehr antidogmatische „kritische Theorie der Zeichen in Aktion“ (Eschbach, 1981: 57). Sie darf dabei nicht im Sinne einer reinen Methode oder eines uneindeutigen Analyseinstrumentes begriffen werden, sondern sie ist als eine metatheoretische Logik der Forschung zu charakterisieren. Da es, so Charles Sanders Peirce, so etwas wie eine unmittelbare, intuitive, nicht durch Zeichen vermittelte Form des Denkens und Erkennens prinzipiell nicht geben kann, ist hieraus zu schließen, dass alles Denken ein Denken in Zeichen ist (vgl. Peirce, 1960). Diese Erkenntnis hat zur Folge, dass somit jeder Gedanke in einem anderen Gedanken aufgehoben ist und zur Bestimmung eines weiteren Gedankens führt schließlich nur das, was aus dem Wesen eines Zeichens folgt, um letztlich eine Beziehungsfunktion auszuüben (Eschbach, 1981: 57). Insofern also alles Denken ein Denken in Zeichen ist, erweist sich die Theorie der Zeichen als ein antiintuitionistisches System, da Intuition als unvermitteltes zeichenloses Denken schlichtweg nicht existieren kann. Folglich basiert die Theorie der Zeichen

auf einem Modell deduktiv-hypothetischer Urteile, zumal der Prozess der kontinuierlichen Zeicheninterpretation ein „quasi-notwendiges“ (Eschbach, 1981: 57) Verfahren darstellt. Schlussendlich soll Semiotik in der vorliegenden Arbeit als die Modal-Logik der Zeichen angesehen werden, denn jeder Wahrnehmungsprozess eines Menschen stellt als Formulierung eines Wahrnehmungsurteils und jedes Wahrnehmungsurteil letztendlich einen Extremfall abduktiven⁴ Schließens dar. Semiotik soll in diesem Zusammenhang und in weiterer Betrachtung im Sinne Achim Eschbachs aufgefasst werden:

„Semiotik als Wissenschaft von den Zeichen befaßt sich mit der Konstitution, Funktion und Analyse von Zeichen im sozialen Kontext. Soziale Handlungssysteme, d.h. Erkenntnis- und Interaktionssysteme, die auf der notwendigen Anwesenheit von Zeichen beruhen, werden semiotische Systeme genannt. Charakteristischer Untersuchungsgegenstand der Zeichentheorie sind Zeichen- und Bedeutungssituationen, in denen ein Zeichenbenutzer etwas als Zeichen für irgendetwas anderes begründet, auffaßt und mitteilt.“ (Eschbach, 1979: 9)

Zwar mangelt es nicht an Bemühungen, weitere Konzepte und Begriffe der Semiotik interdisziplinär zu verbreiten (vgl. Smith, 1968; Tembrock, 1971; Trojan/Schendl, 1975; Todt, 1974; Bellugi et al., 1980; Meggle, 1981), hervorzuheben sind hier vor allem Thomas Sebeoks Ausführungen seiner Zoosemiotik (1968, 1977), weitgehend kann jedoch die Annahme geäußert werden, dass die Mehrheit der Versuche nicht von Erfolg gekrönt waren (vgl. Todt/Kipper, 2003: 36). Denn gerade in den Naturwissenschaften wird die Semiotik weiterhin als Wissenschaft angesehen, die bekannte Phänomene „nur“ neu ordnet und oft auch „bloß“ neu benennt, jedoch kaum oder zu selten zu wirklich neuen Fragen, geschweige denn zu unerwarteten und wichtigen Erkenntnissen führt (vgl. Todt/Kipper, 2003: 36).

Wenn nun im Folgenden von Semiotik die Rede ist, so wird dieser Terminus synonym zur Zeichentheorie verwendet werden. Dabei ist die Semiotik stets deutlich von den Interessen und Möglichkeiten der Informationstheorie und der Interaktionstheorie abzugrenzen, die fatalerweise immer wieder aufs Neue vermischt und zusammengesetzt werden, wie es beispielsweise auch Pörksen und Schulz von Thun in ihrem aktuellen Buch *Kommunikation als Lebenskunst* vollziehen.

⁴ Der Begriff der „Abduktion“ wird in Kapitel 7.8 näher erörtert.

In der vorliegenden Arbeit soll folglich von einer allgemeinen Zeichentheorie ausgegangen werden, die nachfolgend näher umrissen werden soll. Kennzeichnendes Merkmal einer zeichentheoretischen Betrachtungsweise ist die Anwendung semiotischer Mittel, d.h. ein Vorgehen unter Anwendung eines wie folgend dargestellten Vermittlungskonzeptes: Ein Zeichen ist ein sich ständig optimierendes und adaptierendes System, welches es unter der Perspektive dieses Vermittlungskonzeptes systemisch zu bestimmen gilt. Bei Charles Sanders Peirce existiert das Zeichen stets als eine Triade zwischen einem Zeichen-Objekt, einem Repräsentamen und einem Interpretanten.⁵ Es steht in einem kontinuierlichen semiotischen Prozess des permanenten Vermittelns und Vergleichens von bereits Bekanntem und dem Schluss auf noch Unbekanntes (vgl. Eschbach, 1981: 58).

Jedoch kann dieser triadische Zeichenbegriff einer pragmatizistisch integrierten Semiotik noch immer nicht als die allgemein anerkannte Grundlage zeichentheoretischer Forschungsarbeit seine ihm gebührende Achtung genießen, noch ließe sich die Geschichte der Semiotik als Geschichte des triadischen Zeichenbegriffs schriftlich fixieren. In starker Übereinstimmung mit John Deweys *Art as Experience* formulierte Charles W. Morris die Auffassung:

„Das Kunstwerk im strengen Sinne (d.h. das ästhetische Zeichen) existierte nur in einem Interpretationsprozeß, den man ästhetische Wahrnehmung nennen kann; daher lässt sich das zentrale Problem der Ästhetik auch als die Frage nach den besonderen Merkmalen der ästhetischen Wahrnehmung formulieren.“ (Morris, 1975: 92)

In diesem Zusammenhang erweist sich die Geschichte der Semiotik in einer weitaus logischeren Betrachtungsweise als „kontinuierliche Kritik spezieller Zeichenmodelle im Interesse der Formulierung eines allgemeinen Zeichenbegriffs“ (Eschbach, 1980: 44), da auch diese Begehung des Gegenstandes einem ständigen neu-auszuhandelnden Interpretationsprozess unterliegt. Der explikatorische Wert des triadischen Modells ist allerdings nicht allein aus sich selbst heraus verstehbar, auch wenn im Laufe des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts diese kritische Bewegung mit der Erarbeitung des qualitativ neuartigen triadischen Zeichenbegriffs einen vorläufigen Abschluss erreichte. Die vorliegende Arbeit hat folglich zum Ziel, diesen zuvor beschriebenen (vorläufigen Abschluss) wiederaufzunehmen und weiterzuführen. Zurückgreifend auf die Erkenntnisse und Errungenschaften einer zeichentheoretisch fundierten Kommunikationswissenschaft soll die Arbeit zum Ziel haben, die Kongenialität und in

⁵ Auf die Terminologien der triadischen Zeichenrelation von Peirce wird in Kapitel 7.2 eingegangen.

gleichem Maße die Notwendigkeit eines zeichentheoretischen Vorgehens in historisch-systematischer Herleitung zu verdeutlichen.

Um diesem Bestreben gerecht zu werden soll der Gegenstand Kommunikation in einer zeichentheoretisch fundierten Herangehensweise erarbeitet und anschließend der Versuch unternommen werden, das aus den vorherigen Überlegungen resultierende semiotische Zeichenmodell anhand des Beckett'schen Theater des Absurden begreifbar zu machen. Die Bezugnahme auf theatrale Zeichen ist damit zu begründen, dass das Kunstwerk, wie es Morris zuvor darlegte, im strengen Sinne, genau wie die Kommunikation, nur in einem Interpretationsprozess existiert und folglich auch nur durch Mittel der ästhetischen Wahrnehmung zu erschließen gilt.

1.1 Warum Beckett?

Warum Samuel Beckett? Es ließe sich sehr leicht argumentieren, dass mehr als genug Bücher, Essays und wissenschaftliche Abhandlungen über den erfolgreichen irischen Schriftsteller und seine generationsübergreifenden Werke verfasst wurden. Die Kongenialität Becketts attestieren unter anderem auch Dirk van Hulle und Mark Nixon in ihrem Werk *Samuel Beckett's Library* (2013) indem sie herausstellen, dass Beckett „a multilingual reader“ war (van Hulle/Nixon, 2013: XVI) und Anne Atik schreibt in ihrem Buch *Wie es war – Erinnerungen an Samuel Beckett* (2003), „daß dieser eigenwillige, unbeirrbar, hochgebildete, leidenschaftliche und zutiefst wahrheitsliebende Mann mit der eindrucksvollen Physiognomie belebt war von einem Atem, den man früher göttliche Eingebung nannte“ (Atik, 2003: 7). Zu seiner Person, seinem Leben und seinem literarischen Wirken gibt es bereits zahlreiche Ausführungen, die bis ins kleinste Detail den Mann begutachten, der 1969 mit dem Literaturnobelpreis „für eine Dichtung, die in neuen Formen des Romans und des Dramas, die künstlerische Aufrichtung des Menschen aus seiner Verlassenheit erreicht“⁶ geehrt wurde. Die nicht weniger mannigfachen Huldigungen und Lobpreisungen sind gleichsam Zeugnis für die Bedeutung seines Werkes und Wirkens. Das intensive Interesse der Forschung gilt dabei allerdings überwiegend den philosophischen Weltansichten sowie den literaturwissenschaftlich fokussierten und inhaltlichen Aspekten des dramatischen Geschehens. Aber auch die Struktur des Dramas und die

⁶ Zitat aus der Erklärung des Literaturnobelpreiskomitees.